

Martha Gellhorn
Das Gesicht des Friedens. Band 2

Martha Gellhorn (1908-1998) war eine legendäre amerikanische Kriegsreporterin und Schriftstellerin, die ihr ganzes Leben rastlos auf dem gesamten Globus unterwegs war, um aus Krisengebieten und über Ereignisse zu berichten, die für Schlagzeilen sorgten.

Titel der englischen Originalausgabe: »The View from the Ground«, New York 1988.

Copyright © 1989 and in the original year of publication for each piece by Martha Gellhorn

Edition

TIAMAT

Deutsche Erstveröffentlichung

1. Auflage: Berlin 2020

© Verlag Klaus Bittermann

www.edition-tiamat.de

Druck: cpi books

Buchcovergestaltung: Felder Kölnberlin Grafikdesign

Unter Verwendung eines Fotos von

Robert Capa

ISBN: 978-3-89320-254-6

Martha Gellhorn

**Das Gesicht des
Friedens**

Reportagen 1960-1987

Band 2

**Aus dem Englischen von
Norbert Hofmann**

**Mit einem Nachwort von
Klaus Bittermann**



**Critica
Diabolis
275**

**Edition
TIAMAT**

Für meinen Vater

Inhalt

Die sechziger Jahre

Rückkehr nach Polen	9
Die Araber von Palästina	34
Eichmann und das eigene Gewissen	100
Gibt es ein neues Deutschland	126
Affen auf dem Dach	151
Vor Gericht	165
Die Geschichte zweier Kriege	180
Die Friedensstifterin des Vietcong	189
Die sechziger Jahre	198

Die siebziger Jahre

Ein schöner Tag des Protests	213
Als Franco starb	227
Weihnachten mit Ausgestoßenen	245
Die siebziger Jahre	253

Die achtziger Jahre

Von Weiß zu Schwarz	263
Die Frauen von Greenham Common	282
Über Folter	293
Der Feind im Inneren	315
Neues Leben	322
Wiederssehen mit Kuba	331
Die achtziger Jahre	376

Reisen mit Martha Gellhorn

Nachwort von
Klaus Bittermann

395

Die sechziger Jahre

Gibt es ein neues Deutschland?

The Atlantic Monthly, Februar 1964

Die Deutschen heute zu kritisieren, ihnen zu misstrauen oder sie ergründen zu wollen, ist inzwischen nicht nur antideutsch, sondern offensichtlich auch unamerikanisch. In achtzehn Jahren haben wir einen erstaunlichen emotionalen und intellektuellen Salto gemacht. Lässt sich von den Deutschen Ähnliches behaupten? Gibt es ein »neues Deutschland«, oder ist es einfach nur ein anderes Deutschland? Meine Bekanntschaft mit diesem Land begann 1924 und setzte sich fort bis zum Ende der Nürnberger Prozesse. Allerdings vom Sommer 1936 bis zum Einmarsch der Amerikaner 1945 beobachtete ich es aus der Ferne und hörte denjenigen zu, die »dem Vaterland« entronnen waren. In den Nachkriegsjahren, als die Vereinigten Staaten zu ihrem früheren Feind offiziell immer mehr Zuneigung empfanden, las ich viel über dieses neue Deutschland und wurde neugierig. Im letzten Winter kehrte ich ins Land zurück, um Menschen zu finden, die neue Deutsche sein mussten, solche, die am Ende des Krieges Kinder oder gerade geboren, also so jung waren, dass sie von dem Gift, das ihr Volk zwölf Jahre zu sich nahm, unversehrt blieben.

Ich hatte ein Empfehlungsschreiben an einen ungarischen Journalisten, der sich nach der Revolution in Un-

garn 1956 in Deutschland etabliert hatte. Ich plante, Universitäten zu besuchen mit der Idee, Deutschlands zukünftige Machthaber zu treffen. Hitler war eine Anomalie in der deutschen Geschichte in dem Sinne, dass er halbgebildet war; Deutschland wird normalerweise von Akademikern regiert, und der Dokortitel war in deutschen Regierungskreisen immer reichlich vorhanden. Von der Universität Hamburg zu den Universitäten von Westberlin, Frankfurt, Bonn und München wurde ich von Studenten weitergereicht, die ich entweder zufällig oder durch die jeweilige Studentenvertretung kennenlernte. Wir waren Fremde, sie wussten nichts von mir, ich nichts von ihnen. Diese Reise hatte nichts Offizielles. Ich ging einfach in das Büro einer Studentenverwaltung und plauderte mit jedem, den ich finden konnte, und umgekehrt holten sie jeden herbei, den sie auftreiben konnten und der Zeit und Lust zum Reden hatte. Allerdings versuchte ich, alle möglichen Gruppen zu treffen, von den Sozialisten über die Nationalisten bis zu den Unentschiedenen. Diese jungen Männer und Frauen waren in ihren Zwanzigern; sie kannten keine andere Regierungsform als die »Demokratie«. Sie sind in einer Wohlstandsgesellschaft aufgewachsen, auch wenn nur wenige von ihnen reich waren, aber keiner war auch so elend arm wie viele europäische Studenten in meiner Jugendzeit. Einige von ihnen mochte ich sehr, andere hielt ich für so widerwärtig, wie es ihre Väter in ihren nagelneuen braunen Uniformen in den Universitäten der Vorkriegszeit gewesen waren.

Meiner Ansicht nach gibt es kein neues Deutschland, nur ein anderes Deutschland. Deutschland braucht eine Revolution, die es nie hatte, aber es zeigt keine Anzeichen dafür; keine blutige Revolution alten Stils mit Erschießungskommandos und Gefängnissen, die nur in einer weiteren Diktatur endet, sondern eine Revolution

des Geistes, des Gewissens. Gehorsamkeit ist eine deutsche Sünde. Wohl die größte deutsche Sünde. Grausamkeit und Schikane sind die Kehrseite dieses unbedingten Gehorsams. Seitdem den Deutschen überhaupt irgendetwas beigebracht wurde, lernten sie systematisch, gehorsam zu sein, als wäre das die höchste Tugend. Und diese Tugend wird ihnen immer noch eingetrichtert; das beginnt auf den Knien der Mutter und setzt sich fort in den Universitäten. Nach dem Krieg haben die Sieger einem Volk »Demokratie« auferlegt, das nie selbst dafür gekämpft hat. Mag sein, dass die Demokratie nicht die perfekteste Regierungsform ist (E. M. Forster hatte recht, als er einen Essay mit dem Titel »Ein zweifaches Hoch auf die Demokratie« schrieb), aber es ist das Beste, was wir bis jetzt gefunden haben, weil es beinhaltet, dass jeder Bürger Pflichten des Gewissens, des Urteilens und Handelns hat. Der Bürger, der immer nur Ja sagt zum Staat, verrät sein Land; die Bürger müssen lernen, wie man Nein sagt und warum man Nein sagt. Deutsche werden nach wie vor auf ihre alte autoritäre Weise erzogen; auch die jungen Leute rebellieren nicht dagegen. Bestenfalls sind sie dem Staat gegenüber misstrauisch; schlimmstenfalls unterscheiden sie sich nicht von ihren Vorfahren – die Interessen des Staates stehen an erster Stelle –, und sie sind potentiell gefährliche Schafe.

Die Erwachsenen, die den Nazismus kannten und zu Millionen Hitler zujubelten und ihn vergötterten, bis er zu verlieren begann, leiden überall im Lande an Amnesie; niemand hatte persönlich etwas mit dem Hitlerregime und seinen Schrecken zu tun. (Diese Amnesie begann, sobald die alliierten Truppen Deutschland betraten; nicht eine Seele ließ sich finden, die Hitler zugestimmt oder einer Fliege etwas zuleide getan hatte.) Den Jungen ist klar, dass das nicht wahr sein kann, doch einer nach dem

anderen erklärt, dass sein Vater schuldlos ist; der Vater irgendeines anderen muss die Drecksarbeit getan haben. Der spanische Philosoph George Santayana bemerkte: »Wer sich nicht an seine Vergangenheit erinnert, ist verurteilt, sie zu wiederholen.« Die Deutschen, erzogen in Gehorsam und intensiv mit moralischer Schönfärberei beschäftigt, sind weder ein neues Volk, noch sind sie ein zuverlässiger Partner für andere.

Es hat immer eine kleine Minderheit von Deutschen gegeben, die sich zuerst als Mitglieder des Menschengeschlechts verstanden und dann erst als Deutsche; es gibt sie immer noch, aber sie sind Exilierte im eigenen Land. Im Interesse der Menschheit muss man hoffen, dass ihre Zahl wächst, bis sie zum ersten Mal in Deutschland an die Macht kommen. Aber wenn sich das, was die Deutschen ausmacht, die Art, wie sie sind – das Zuhause, die Kirchen, die Schulen, die Universitäten –, nicht ändert, wird Deutschland weiterhin sein, wie die Welt es kennt. Es ist nun wohlgenährt, reich und selbstzufrieden, und kein Deutscher will Krieg; das Leben ist gut. Was geschieht aber, wenn das Leben weniger gut wird? Und niemand scheint zu bemerken, dass das friedliche Deutschland trotzdem das eine große Hindernis für den Frieden in Europa ist. Wir streiten mit Russland über das geteilte Land wie über einen verfaulenden Knochen; und niemand bedenkt, dass die Furcht unserer früheren Verbündeten und jetzigen Feinde im Ostblock nicht hysterische Phantasien sind, sondern sich auf ein langes Gedächtnis gründet.

Es ist daran zu erinnern, dass in der deutschen Nationalhymne die Worte »Deutschland über alles« stehen und dass die zweite und dritte Strophe, die die Alliierten als zu aggressiv verboten hatten, gleich nach der Gründung Westdeutschlands wieder eingeführt wurden und mit

Begeisterung gesungen werden. Es *gibt* ein deutsches Problem, und es wird nicht dadurch gelöst, dass man es verleugnet oder so tut, als wäre das Problem ein geographisches; lasst Deutschland vereint sein, und alles wird prima. Es handelt sich um ein moralisches Problem, und nur die Deutschen selbst können damit fertig werden. Sie reden unaufhörlich über Demokratie, aber »Demokratie« ist ein schönes Schlagwort ohne Bedeutung. Bis die Deutschen wirklich glauben, dass der Staat der Diener des Volkes, jeder Mensch für seine Taten und sein Gewissen verantwortlich ist und dass Befehle sich nicht von selbst rechtfertigen, ändert Deutschland bloß seine Führungspersonen, nicht aber seinen Charakter.

Zu der Unterrichtsform an deutschen Universitäten gehören die Übung (eine kleine Studiengruppe von etwa zwanzig Studenten), das Seminar (bis zu zweihundert Studenten) und die Vorlesung in einem großen Hörsaal (etwa sechshundert Studenten). Die Studenten lernen durch Diktat von oben, das unbestrittene professorale Wort, die vorgeschriebenen Bücher: Sie hören dreißig Stunden oder mehr die Woche nur zu. Viele Studenten sagten durchaus verbittert, der einzig sichere Weg, Examen zu bestehen und die wichtigen Abschlüsse zu bekommen, sei zu wiederholen, was der Professor ihnen erzählt hat. Jungen Deutschen wird während ihrer schulischen Ausbildung beigebracht, Fakten auswendig zu lernen, aber sie werden nicht angeleitet, Fakten, Erfahrungen und Beobachtungen so zu verknüpfen, dass sie eigene Gedanken hervorbringen.

Gymnasiallehrer und Professoren (wie Richter) haben eine gesicherte Anstellung; Regime mögen kommen und gehen, aber der opportunistische Pädagoge oder Jurist kann auf seinem Posten bleiben. Entnazifizierungskam-

mern (die Adenauer bereits 1949 ablehnte) befassten sich nur mit Taten physischer Brutalität; es gab keine Strafe dafür, junge Menschen in die Irre geführt und belogen zu haben. Die alten Herren sind immer noch da, und die jungen Assistenzprofessoren müssen sich ihnen gegenüber, wenn sie vorankommen wollen, sehr taktvoll verhalten. Deutsche Professoren legen viel Wert auf Hierarchie. Es überrascht nicht, dass noch bis 1957 moderne deutsche Geschichte, wie sie an Gymnasien gelehrt wurde, am Ende des Ersten Weltkriegs aufhörte. Inzwischen wird der Nationalsozialismus im letzten Schuljahr flüchtig behandelt, aber Kenntnisse über diese Zeit sind für einen Hochschulabschluss nicht erforderlich; es ist ein Wahlfach. Deutsche Erziehungsmethoden und viele deutsche Erzieher scheinen völlig unfähig zu sein, junge Bürger auf das Leben in einer freien Gesellschaft vorzubereiten.

Deutsche Universitäten haben die Größe von Kleinstädten: zehn- bis zwanzigtausend Studenten. Die jungen Leute beklagen sich über die Einsamkeit in diesen Institutionen. Die Universitäten sind Fabriken zum Auswendiglernen; sie sehen es nicht als ihre Aufgabe, mehr als den Unterrichtsstoff zu liefern. Studentenwohnheime sind knapp und nur für wenige Glückliche. Obwohl die Studenten aus menschlichen und wirtschaftlichen Gründen gerne in Wohnheimen leben würden, ist die Regierung dagegen, Studenten so unterzubringen, wie wir es in Amerika tun. Man hält Studenten generell für radikal, und es gilt als gefährlich, sie in größerer Zahl an einem Ort unterzubringen. Das ist ein ironischer Witz; sechzig Prozent der Studenten der Münchener Universität stimmten für die regierende reaktionäre Bayernpartei, während der Sozialistische Studentenclub genau vierzig Mitglieder aus einer Studentenschaft von 22.000 hat. Außerdem sind

die einzigen Studenten, die immer in Häusern zusammenleben, Mitglieder der Korps (die schlagenden Verbindungen) und der Burschenschaften (nichtsschlagende Verbindungen). Man kann diese Gruppen in etwa mit den amerikanischen »Fraternities« vergleichen, wo man Mitglied nur durch Einladung wird und die Häuser keine Unterstützung vom Staat oder der Universität, sondern von früheren Mitgliedern, den »Elders«, bekommen. Dreißig Prozent aller Studenten gehören zu den Korps und Burschenschaften und sind die größte homogene Gruppe an den Universitäten; diese Verbindungen verstehen sich auch als Bollwerk des Traditionalismus und Nationalismus und sind es auch ihre ganze Geschichte hindurch gewesen. Die deutsche Regierung zahlt einen kleinen Betrag an jede Studentenorganisation, die politische Bildung anbietet. Regierungsgelder gehen an die Korps und Burschenschaften, die völlig rechtsorientiert sind, aber der kleine linke Sozialistische Studentenbund bekommt nichts. Mehr noch als in Amerika finden es deutsche Regierungskreise zweckmäßig, Sozialismus mit Kommunismus zu verwechseln. Nach meinen Beobachtungen würde ich sagen, dass die einzigen Leute in Deutschland, die aufrichtig an den demokratischen Prozess als eine Regierungsform glauben, die Sozialisten sind.

Die Studenten, die sich in diesen riesigen Universitäten, ihren separaten Häusern oder einsamen Unterkünften verloren fühlen, schließen sich Gruppen an: Es gibt welche für das Vergnügen (Jazz, Fotografie), für Politik (Junge Christdemokraten, Jungsozialisten), für Diskussionen (englische Literatur, aktuelle Ereignisse) und andere für Sport. An jeder Universität haben sie auch eine obligatorische Studentenvertretung namens AStA, für die alle Studenten Beiträge bezahlen müssen. Der AStA bewirtschaftet Studentencafés, gibt eine Zeitschrift heraus,

arrangiert Treffen und diskutiert studentische Probleme mit den akademischen Autoritäten, aber weniger als die Hälfte der Studenten nimmt an ihren eigenen Wahlen teil oder kümmert sich in irgendeiner Form um den AStA. Der Allgemeine Studentenausschuss ist sehr organisiert und bürokratisch. Ich erwähnte das, als ich die Berge an vervielfältigten Blättern, die Tabellen und zahlreichen Abteilungen und Mitarbeiter im Hauptquartier des AStA der Berliner Universität sah. »Schließlich sind wir doch Deutsche«, sagte der junge Präsident, ein Charmeur, der eine Astrachanmütze und eine große Brille trug und offensichtlich eine gesunde Skepsis besaß. Dann gibt es einen Präsidenten aller deutschen Studenten, der von den AStA-Vorsitzenden jeder Universität gewählt wird. Dies mag dem Leser einen Hinweis auf die Bedeutung der Organisation im deutschen Alltag geben.

Ich nahm an verschiedenen Seminaren und Vorlesungen teil und fand sie mehr als deprimierend. Hier ist ein Beispiel: eine Sitzung des Hauptseminars Englisch an der Frankfurter Universität. 130 Studenten saßen stufenförmig in einem schönen modernen Hörsaal, und der Lehrer sprach über das Werk von John Steinbeck. In dem Kurs ging es um eine Analyse der »Charakterdarstellung, Struktur, Handlung und Sprache« von *Tortilla Flat*, *The Grapes of Wrath*, *East of Eden* und *Of Mice and Men*. Die zweistündige Sitzung begann mit einer Diskussion über den Unterschied zwischen »plot« und »story«. Eifrige Studenten hoben ihre Hände und redeten in ausgezeichnetem Englisch über dieses Thema, das mir sowohl als Schriftstellerin als auch als Leserin sinnlos zu sein schien. Niemand erwähnte auch nur die Bedeutung der Romane Steinbecks. Niemand machte sich Gedanken über seine Darstellung der menschlichen Verfassung, über das Verstehen und Teilen von Erfahrungen. Nie-

mand kommentierte die moralische Empörung, die Steinbeck antrieb, seine früheren Bücher zu schreiben. Am Ende des Semesters würden die Studenten die Namen aller Steinbeck'schen Figuren und jede Einzelheit seiner Plots und Storys besser als er selbst kennen, und das war's dann. Der Lehrer sah aus wie ein Amerikaner mit Fliege, Bürstenhaarschnitt und Hornbrille und verhielt sich wie ein Schauspieler, der die Rolle eines jungen amerikanischen Lehrers spielt. Anschließend fragte ich ihn, wo er gelernt hatte, amerikanisches Englisch zu sprechen. »Studiert habe ich in Deutschland«, sagte er. »Ich brauchte nur noch den Akzent. Also ging ich für ein Jahr an die Universität von Chicago, und dann hatte ich ihn.«

Ich hatte nicht den Eindruck, dass die Mehrheit der Studenten diese intellektuelle Sterilität übelnahm und den Wert ihrer Bildung anzweifelte. In jedem Fall konnten sie es sich nicht leisten zu widersprechen; ein Universitätsabschluss ist kein Statussymbol in Deutschland, er ist vielmehr für die Mittelklasse unentbehrlich, um voranzukommen. Noch besser ist der Dokortitel. Es ist bemerkenswert, dass der Kanzler ebenso Doktor genannt wird wie der Manager des Kempinski-Hotels in Berlin. Junge Deutsche wollen aufsteigen. Macht bedeutet auch Wohlstand. Eine überhebliche und patriotische junge Frau, die rasch Karriere in einem Frankfurter Verlagshaus machte, drückte es mir gegenüber so aus: »Wir müssen hart arbeiten, für uns selbst und für Deutschland.« Der Universitätsabschluss ist ein großer Schritt auf der Leiter zum Erfolg. An den Universitäten kommen nur fünf Prozent der Studenten aus Arbeiterhaushalten: Vielleicht kann die Arbeiterklasse froh sein, dass sich ihre Kinder nicht jahrelang so alten, engen, ungesunden Formen ausliefern müssen.

Die Atmosphäre in den Großstädten war sehr verschieden. Hamburg, das sich am stärksten unterschied, ist eine Hafenstadt, und die Welt ist nicht weit entfernt. Die Regierung von Hamburg ist sozialdemokratisch; vielleicht deswegen ist Hamburg das Zuhause des Wochenmagazins *Der Spiegel*, das seit einigen Jahren als die einzig wirksame Opposition in Deutschland fungiert. Es ist schon merkwürdig, dass eine Zeitschrift, die nach dem Vorbild der kritischen *Time* gestaltet ist, die Rolle einer politischen Opposition übernehmen soll.

Zufällig lernte ich in Hamburg drei Studenten kennen, die mich faszinierten; sie kamen mir wie Symbolfiguren in einem Moralitätenspiel vor. Johann studierte Medizin, Hans Politikwissenschaft und Trudi Jura. Johann war blond, blauäugig, gut aussehend, trug einen englischen Dufflecoat und sprach Englisch mit einem leichten Cockney-Akzent. Er war, ungewöhnlich für einen Deutschen, fröhlich und offenherzig, so dass ich nicht schlau aus ihm werden konnte, bis er erklärte, dass seine Mutter Jüdin ist, nach einem kurzen Gefängnisaufenthalt in den frühen Hitlertagen aus Deutschland geflüchtet war und er bis zum zwölften Lebensjahr in England aufwuchs. Wir waren bald beide einer Meinung, dass das Beste, was Deutschland passieren könnte, die baldige Verwandlung in ein weniger autoritäres Land wäre. Hans war ein Riese und ähnelte einem teutonischen jungen Abe Lincoln. Er war auch ein Querkopf; er konnte aus guten persönlichen Gründen seinen Vater nicht ertragen und dehnte seine Abneigung auf die ganze ältere Generation aus, wodurch er seine Verbindung mit dem traditionellen Deutschland und dem traditionellen Gehorsam löste. Außerdem hatte er am Gymnasium einen aufgeklärten Geschichtslehrer gehabt und viel über die Nazizeit gelernt; er besuchte Bergen-Belsen wie Tausende andere junge Deutsche, die

seiner Ansicht nach vor allem aus Neugier dorthin gingen, doch für manche war der Aufenthalt auch ein Akt des Trauerns. Der Geschichtsunterricht und Belsen hatten Hans tief beeindruckt, und er wollte nach dem Studium Journalist werden, »um den Menschen die Wahrheit zu sagen, damit es nie wieder geschehen kann«.

Trudi, die Jurastudentin, war ein typisches Hitlermädchen.

Wir tranken schlechten Kaffee in einem billigen Café im Rotlichtbezirk. Auf einer an der Wand hängenden Speisekarte wurde Pferdesteak angeboten, eine Jukebox spielte, betrunkene Gäste brachen gelegentlich in lautes Schreien aus. Die beiden Jungs und ich fanden den Ort lustig, Trudi fühlte sich abgestoßen. Die Jungs zeigten wenig Wertschätzung für die Adenauer-Regierung und erläuterten ihre Meinung ausführlich. Trudi widersprach wütend; sie hielt es nicht für richtig, Deutschland schlechtzumachen, besonders vor einer Fremden. Ihre Reaktion war typisch deutsch. Ich erlebte sie oft und verstand sie nicht, bis mir ein kluger junger Journalist in München erklärte: Deutsche identifizieren ihre Regierung mit ihrem Land, deshalb gilt jeder Angriff auf die etablierte politische Autorität als unpatriotisch. Ich halte das für seltsam und geradezu tödlich. Wenn Leute beim Reden über Franklin D. Roosevelt vor Wut schäumten, hielten sie weder sich selbst noch sonst jemand für Landesverräter; sie wurden als Republikaner erkannt.

Johann tat Trudis nationalistischen Ausbruch mit den Worten ab: »Sie ist halt altmodisch.« All unsere Bemerkungen über Deutschland fasste er so zusammen: »Im Vergleich zu anderen Demokratien lernt Deutschland immer noch, auf allen vieren zu krabbeln.«

Trudi rutschte so unruhig hin und her, dass wir beschlossen, weiterzuziehen. Die Jungs schlugen eine Es-

pressobar vor, wo wir einen anständigen Cappuccino bekommen konnten. Trudi wollte nicht dorthin mit der Begründung: »Ich hasse es zu sehen, wie sich deutsche Mädchen mit diesen schmierigen Italienern abgeben.«

»Wäre es in Ordnung, wenn es deutsche Männer wären?«

»Das ist etwas anderes.«

Um sie bei Laune zu halten, gingen wir in das einzige Studentencafé in Hamburg, aber es gab keine Sitzplätze mehr. Auf den meisten Bänken saßen dunkelhäutige Studenten, Araber, Asiaten, Afrikaner. Trudi rümpfte ihre Nase und sagte: »Seht ihr, das ist kein schöner Ort.«

Westberlin war eine umwerfende Überraschung. Ich hatte die Stadt nicht mehr seit dem ersten Winter nach dem Krieg gesehen, als sie eine Wüste aus zerklüfteten grauen Steinen war. Von meiner Lektüre stellte ich mir so etwas vor wie eine von einer Mauer umgebene mittelalterliche Stadt, beengt, überfüllt und stoisch. Westberlin hat drei Flughäfen und ist eine unangenehm weitläufige Stadt; Taxifahrten sind ruinös. Sie gibt sich so protzig, als hätte man gerade Öl gefunden, ist verstopft mit Autos und voll teurer Geschäfte. Die Berliner sind keine Helden an der Frontlinie: Sie lieben ihre Heimatstadt, verdienen gutes Geld und freuen sich, dass sie wichtig sind und über sie berichtet wird; und deshalb bleiben sie dort. Es gibt auch materielle Anreize: eine automatische Reduktion von fünf Prozent bei der Einkommensteuer, ein »Willkommensgeschenk« von 75 Dollar für den Umzug in die Stadt, ein Ehezuschuss von 750 Dollar, rückzahlbar in zehn Jahren, mit einem Nachlass von 25 Prozent für jedes Kind, das in Berlin geboren wird. Und junge Männer sind von der Wehrpflicht befreit. Das sind alles gute Gründe, um in Berlin zu leben, und es ist höchste Zeit, dass wir

unser sentimentales Verhältnis zu der Stadt beenden. Aus politischen Gründen mag es zweckmäßig sein, Berlin am Laufen zu halten, aber so zu tun, als ob es das Bollwerk unseres Glaubens und das neue Jerusalem wäre, ist absoluter Blödsinn. Wir sollten auch aufhören, es als »das Schaufenster des Westens« zu bezeichnen, das nichts weiter ist als ein idiotisches Schlagwort. Der Westen, was auch immer das ist, ist weitaus besser als diese »überdramatisierte« Stadt.

Deutsche sollten nicht so entrüstet sein über die Mauer; sie errichteten vor nicht allzu langer Zeit Mauern überall in Europa. Die Berliner Mauer ist die Mauer eines Konzentrationslagers mit fiesen Typen auf den Wachtürmen, die bereit sind, auf ihre eigenen Leute zu schießen, so wie sie zuvor auf andere schossen. Die Busbegleiterin, die entweder über die Brutalität der kommunistischen Ostdeutschen redete oder uns Ansichtskarten und Farbdias verkaufte, unterließ es, darauf hinzuweisen, dass die Ostdeutschen fast siebzehn Jahre lang ziemlich leicht nach Westdeutschland entkommen konnten, und es auch zu Millionen taten. Sie mussten zwar ihr Hab und Gut zurücklassen, aber sie kamen nicht in einem fremden Land an, wo sie ungewollt und einsam waren. Wenn sie aus der Westberliner Untergrundbahn auftauchten, empfingen sie die offenen Arme ihrer Landsleute, und innerhalb kurzer Zeit ging es ihnen materiell besser als je zuvor. Westdeutschland braucht so viele Arbeiter, dass es Arbeitskräfte aus dem Ausland holt; Flüchtlinge aus Ostdeutschland erhalten eine besondere Zuwendung. Sie sind keine Flüchtlinge in der tragischen Bedeutung des Wortes; sie sind als deutsche Bürger nun zu Hause in einem anderen Teil ihres Landes.

Man sieht viele Uniformen; russische Soldaten in Ostberlin, amerikanische Soldaten in Westberlin; französi-

sche und englische Truppen sind eher unauffällig. *Wir* denken, die Ostdeutschen sind Marionetten Russlands. *Sie* denken, die Westdeutschen sind Marionetten Amerikas. Was, wenn die beiden deutschen Regime selbst Strippenzieher sind, schlau ihren eigenen Vorteil suchen und vom Kalten Krieg und den beiden übermächtigen Sugardaddys profitieren?

Diejenigen jungen Westdeutschen, die ihr Land nicht für das Zentrum des Universums halten, äußern sich eher distanziert über die Mauer und Ostdeutschland. Sie sehen nicht, wie Deutschland ohne Krieg wiedervereinigt werden kann, und natürlich wollen sie keinen Krieg. Es hat einen phantastischen Sinneswandel in Deutschland gegeben. Die große Mehrheit der jüngeren Generation verabscheut Militarismus, Armeen und Uniformen. Eine junge Frau in Frankfurt erstaunte mich mit der Bemerkung: »Den Krieg verloren zu haben, bedeutet, Ostdeutschland und Ostberlin verloren zu haben. Es ist schrecklich. Das ist etwas, das die Älteren taten, ohne uns zu fragen. Aber wir müssen es akzeptieren. Und es hier gutmachen.« Es wäre eine ehrlichere Aussage gewesen, wenn sie gesagt hätte, »den Krieg begonnen zu haben«, aber man sollte dankbar sein für kleine Dinge wie die Anerkennung von Ursache und Wirkung. Ein junger Soziologe an der Universität Frankfurt, der mit einem Fulbright-Stipendium in Amerika studiert hatte, war mit dem klarsten Verstand gesegnet, der mir auf meiner Reise begegnete. Er sprach eindringlich und fair über Amerika und schaute genauso auf sein Land. »Ulbricht und Adenauer sind diejenigen, die eine Lösung verhindern. Sie brauchen diesen Streit, um an der Macht zu bleiben. Wir müssen Ostdeutschland und die polnische Grenze anerkennen; ihr müsst die Sicherheit Westberlins garantieren. Achtzehn Jahre sind lang genug für ein gefährliches Tauziehen.«

Aus Ostdeutschland geflohene Studenten, die Stipendien erhalten und in vieler Hinsicht bevorzugt sind, haben emotionale Gründe, der Parteilinie der Christdemokraten zu folgen. In Westberlin sagte mir der rotbäckige Vorsitzende des Ortsverbandes der ostdeutschen Flüchtlingsstudenten, dass sie keinen Krieg mit Wasserstoffbomben wollten, um Deutschland wiederzuvereinigen. Ihnen sei klar, dass das ihrem Anliegen nicht helfen würde. Aber er könne sich einen Tausch mit Polen vorstellen – man gibt Ostpolen zurück und bekommt dafür Ostdeutschland. Er wusste aber nicht zu erklären, warum sich die Russen von ihrem Teil Polens trennen sollten.

Er wollte, dass Deutschland so stolz ist »wie Amerika«. Nach dem Krieg hielten die Amerikaner (wenige sprechen von den Alliierten) die Nürnberger Prozesse ab und schufen hier die Demokratie; »sie behandelten die Deutschen wie Kinder«. Ich höre dies häufig in leicht veränderter Variation von zahlreichen Studenten. Wir hätten offensichtlich die Kriegsverbrecher erschießen, aber nicht die Deutschen mit öffentlichen Prozessen beschämen sollen. Was die Demokratie betrifft, hätten wir sie irgendwie der Bevölkerung auferlegen sollen und dann doch wieder nicht. Es müsse eine *deutsche* Demokratie geben, von Deutschen gemacht und unter Berücksichtigung deutscher Traditionen und Bräuche. *Deutsche* Demokratie aber ist der Kampfruf der wirklichen Faschisten. Nur Verrückte malen Hakenkreuze an Synagogen oder versammeln sich lärmend im Stil der Nazis.

In München sagte der in Preußen geborene Vorsitzende der örtlichen studentischen Flüchtlingsorganisation: »Wenn ein junger Deutscher zurückblickt, sieht er fünfzig Jahre voller Fehler und Gräueltaten. Also vergiss es besser und werde Europäer. Aber De Gaulle sagt, es wird ein Europa der Nationen sein, also muss ich Deutscher

bleiben. Dies *ist nicht* Deutschland – der andre Teil fehlt. Wir müssen ihn zurückbekommen, um ein ganzes Land zu sein.«

Er ist promilitärisch, immer noch preußisch. Er will eine NATO mit deutschen Offizieren in hohen Rängen, die die H-Bombe hat. Er denkt, dass die Regierung Notbefugnisse haben sollte, um das Parlament aufzulösen und per Dekret zu herrschen. »Alle unsere Symbole waren durch Hitler in Misskredit geraten – unsere Flagge und unser Land. Was bleibt uns noch zu tun? Die meisten jungen Leute denken nur an die Arbeit und ihre Karriere. Das Hitlerregime hatte eine spirituelle Seite; die Menschen engagierten sich. Jetzt ist da vor allem Apathie. Niemand weiß, was Demokratie bedeutet; niemand weiß, was Deutschland bedeutet.«

Man darf hier ruhig verallgemeinern: Die Konservativen, die Traditionalisten und die autoritären jungen Leute wollen, dass Deutschland wiedervereinigt und mächtig ist. Die sozialdemokratisch Gesinnten sind bereit, um des Friedens willen die gegenwärtigen Grenzen anzuerkennen. Die Masse bilden wie üblich die Unentschiedenen, die jungen Leute, die in Ruhe ihr eigenes Leben führen wollen. Die Bundesrepublik ist das einzige Heimatland, das sie kennen; sie »schaden niemanden mehr«, wie die amerikanischen Soldaten zu sagen pflegten. Die Wiedervereinigung ist kein Thema, das sie aufregt.

Frankfurt ist wiederaufgebaut, hässlich, prosperierend und erträglicher als Berlin. Es gibt nicht vor, anders zu sein, als es ist: Das Geschäft läuft besser als gewöhnlich, und eine sozialdemokratische Regierung ist an der Macht. Ich mochte diese Stadt vor allem wegen eines Samens, den vor langer Zeit ein inspirierter Offizier der US-Militärregierung gepflanzt hatte. Dieses Samenkorn

heißt »Seminar für Politik«* und ist, soweit ich sehe, die beste Erbschaft, die wir Deutschland hinterlassen haben. Die Deutschen kopieren unseren Materialismus; hier in diesem kleinen sauberen Gebäude haben wir etwas geschaffen, worum es nach dem Krieg eigentlich ging. Das Seminar ist frei in jeder Hinsicht. Junge Menschen, von denen die meisten tagsüber ihren Lebensunterhalt verdienen, kommen von sechs bis acht Uhr abends hierher und werden ermutigt und verführt, selbst zu denken und die Grundfrage freier Menschen zu stellen: *Warum?* Eine kluge, liebevolle und intellektuell ehrliche Frau leitet diese Schule; sie ist Katholikin und Sozialistin, eine interessante Kombination in Deutschland, wo die Regierung von klerikalen Reaktionären beherrscht wird.

Nachdem ich den jungen Leuten und ihrem jungen Lehrer zugehört hatte, wie sie über Nietzsche und den Determinismus Fragen gestellt und diskutiert hatten, ging ich mit einigen von ihnen in ein Café, wo ich versuchte, etwas herauszufinden, was mir ein Rätsel ist: die Rolle der deutschen Frauen. Da waren sechs junge Frauen und zwei junge Männer, die sich selbst einluden; es war ein Fehler, sie mitzunehmen. Selbst diese Frauen reagierten überwiegend auf die traditionelle deutsche Weise; sie ordneten sich den Männern unter. Ich behauptete, dass irgendetwas mit den deutschen Frauen nicht stimme, die meiner Meinung nach die Araberinnen des Westens sind. Da sie die Kinder großziehen und den Haushalt führen, flößen sie fatalerweise ihrem Nachwuchs ihre eigene bedingungslose Hörigkeit vor Autoritäten ein; das beginnt mit dem Vater und setzt sich fort bis zu »denen da

* Im Frankfurter Bund für Volksbildung wurde das »Seminar für Politik« 1953 von Ulla Illing gegründet. 1960 wurde er unabhängig. (A.d.Ü.)

oben«. Wie kann es Hoffnung für den freien und neugierigen Geist geben, wenn die Frauen solche intellektuell und moralisch unterwürfigen Sklavinnen sind? Enttäuscht merkte ich, dass die sechs jungen Frauen nicht viel damit anfangen konnten. Die Jungen erklärten, dass es in Ordnung für Frauen sei, zu studieren und zu arbeiten, bis sie Kinder bekommen; danach sei ihr Platz das Zuhause. Aber der eine junge Mann, der gerade auf Urlaub vom Wehrdienst war, sagte schließlich: »Das Schlimmste für die jungen Frauen sind ihre Mütter« – ihre Mütter, die immer noch blinden Gehorsam predigen und dieses Laster von Generation zu Generation weitergeben.

Es lohnt sich, einen Ausschnitt jenes Abendgesprächs wiederzugeben, wobei ich betonen muss, dass diese jungen Leute nicht viel anders waren als unbekümmerte junge Amerikaner.

Ich wollte von ihnen wissen, ob Deutsche je für ihre Freiheit gegen fremde oder einheimische Tyrannen gekämpft hätten. Oder kämpften sie nur auf Befehl von oben gegen Nichtdeutsche?

Der andere junge Mann, ein Expedient mit offenem Gesicht, erklärte: »Deutsche denken gründlich nach, bevor sie revoltieren. Was spricht für diese Seite, was für jene? Und dann tun sie nichts.«

»Denken sie auch gründlich nach, bevor sie einem Diktator folgen?«

»Aber dann können sie nicht mehr protestieren, denn sonst würde man sie umbringen.«

»Im Kampf gegen andere werden sie auch getötet.«

»Es gab 1848«, warf der Angestellte hoffnungsvoll ein. Sie alle kommen auf 1848 zu sprechen. Die Art, wie sie sich an diese stümperhafte und kurze Revolution in Europa als ihren Pass in eine demokratische Gesellschaft klammern, ist bemitleidenswert. »Und zur Zeit des Bau-

ernkriegs sagte Martin Luther ihnen, nicht zu revoltieren. Also konnten sie nichts machen, denn auch die katholische Kirche war gegen sie.«

»Wenn Sie sich fragen«, sagte die Medizinstudentin mit großer Brille und Grübchen, »ob es wieder geschehen kann, dass Menschen schlimmen Befehlen gehorchen, dann lautet die Antwort: Ja.«

»Aber was stimmt nicht mit uns?«, fragte der junge Angestellte. »Zehn Jahre nach dem Krieg waren wir bereits beste Freunde von England und Amerika. Aber wenn wir mehr links und freier sein wollen, wird das Amerika nicht gefallen.«

Die Universität Bonn ist in einem Barockpalast untergebracht. Die Stadt ist alt und hübsch und liegt behaglich zwischen Hügeln und dem Rhein. Wohl alle Reisenden kennen das verzweifelte Gefühl, dass man möglichst schnell von einem Ort oder aus einem Land wieder weg möchte, und die irrationale Angst, dass es nicht geht. Viele Menschen reagieren so auf Deutschland; in Bonn, der Hauptstadt eines starken Landes, überwältigte mich geradezu das Gefühl, weggeschlossen zu sein. Doch die Deutschen haben eine beneidenswert frei konvertierbare Währung, und sie reisen in Scharen durch ganz Europa. Ausländische Zeitungen sind erhältlich. Trotzdem scheinen die Deutschen, mehr als irgendein anderes Volk, das ich kenne, isoliert in ihrem Land und in ihrem Deutschtum zu sein. Während des Nazismus war das tatsächlich der Fall; die Klaustrophobie besteht aber fort.

Überall in Deutschland fragte ich die jungen Leute nach Juden; was dachten sie, was dachten die Älteren? Nur wenige kannten Juden (etwa 25.000 sind noch in Deutschland), und das Thema ist heikel: Es wird sofort als ein Angriff auf ihre Nation und ihre Eltern empfunden.

den. Was die Älteren angeht, so würde keiner zugeben, jemals den mörderischen Antisemitismus der Nazis befürwortet zu haben, und praktisch jeder behauptete, Juden dabei geholfen zu haben, nach Brasilien zu entkommen. Ein Professor in Berlin sagte, es gebe überhaupt keinen Rassismus in Deutschland, im Gegenteil, die Deutschen würden alles tun, um jede Diskriminierung zu vermeiden. Er selbst habe gerade einen Pakistaner die Prüfung bestehen lassen, bei der ein Deutscher durchgefallen wäre. »Aber ich sagte mir, nun gut, er geht ja wieder zurück in sein Land.«

Antisemitismus ist aus der Öffentlichkeit fast ganz verschwunden, er ist ein verbotenes Gefühl. Alles, was missfällt, kann ohne Widerspruch kommunistisch genannt werden; jüdisch als Schimpfwort ist reserviert für Privatgespräche und Leserbriefe. Doch wenn man zu sehr nachbohrt, bekommt man heftige Reaktionen. Die Behandlung der Neger in den Vereinigten Staaten wird zitiert, um zu beweisen, dass wir nicht besser sind, als sie waren. Und ein Berliner Redakteur erzählte mir eine aufschlussreiche Geschichte: Eine Gruppe handverlesener, makellos demokratischer junger Deutscher wurde auf eine Reise nach Amerika geschickt. In jedem Greyhoundbus, in jedem Zug hörten sie antisemitische Sprüche. Empört kehrten sie zurück. Die USA sind vielleicht keine ideale Demokratie, aber es gibt dort viele wachsame Menschen, die niemals aufhören werden zu versuchen, die Demokratie zu verbessern.

Ich hielt in meinem Hotelzimmer ein Privatseminar ab – zu fünft diskutierten wir den ganzen Tag. Es waren der Redakteur der Zeitschrift der christdemokratischen Studenten, ein Medizinstudent, der Sohn eines evangelischen Pastors, den die Nazis eingesperrt hatten, ein weibliches Mitglied des Liberalen Clubs und die Sekretärin des

Deutsch-Israelischen Vereins, der Ableger an allen Universitäten hat. Nie zuvor wurde ich so mit dieser deutschen Kombination aus exzessivem Faktenwissen und Nichtlogik konfrontiert, aber dennoch waren sie nette junge Leute, die etwas im Herzen und im Verstand verwirrt waren.

Der Medizinstudent sagte: »Wenn man hier gegen Autoritäten protestiert, sagen die Leute, man sei ein Narr oder Kommunist. Meinen Eltern missfällt es, dass ich an der Uni politisch aktiv bin, weil sie schlechte Erfahrungen mit der Politik gemacht haben.«

Dies scheint eine allgemeine Regel zu sein: Die jungen Leute werden von ihren Eltern davor gewarnt, politisch zu denken oder zu handeln – kurzum, sie sollen Schafe sein wie die Generation vor ihnen, wenn auch auf ihre eigene passive Art. »Wir wurden einmal bestraft«, sagen die Älteren.

»Wir müssen mit den Russen reden«, fuhr der Medizinstudent fort. »Wir können nicht für immer diesen Kalten Krieg aufrechterhalten. Aber es gibt da ein Problem. Alle, die katholisch sind, müssen für die christdemokratische Partei stimmen, weil die Priester es ihnen sagen. Wir können keine Demokratie haben, solange die Kirche den Menschen sagt, wen sie wählen sollen.«

Das kam nicht gut bei dem Redakteur an, einem Mitglied jener Partei. Der Streit ging dann über zu dem Thema Abtreibung, die in Westdeutschland gesetzlich verboten ist. Der Redakteur war dafür, selbst Informationen über Geburtenkontrolle zu verbieten, während die Liberale sich gegen die Einmischung des Staates in das Privatleben verwahrte.

Hochinteressant war ihr Gespräch über Antisemitismus. Der Medizinstudent war beeindruckt von der jungen Sekretärin des Deutsch-Israelischen Vereins. »Es ist wun-

derbar, dass eine Deutsche diese Arbeit macht«, sagte er, während die junge Frau steif dasaß. Er konnte es aber doch nicht so richtig glauben und fragte sie schließlich, ob sie jüdische Vorfahren habe. Hatte sie nicht. Sie studiert Theologie, um Pastorin in der lutherischen Kirche zu werden. Sie sagte, sie habe ein Anwachsen des Antisemitismus bei der älteren Generation bemerkt; jüngere Menschen dagegen seien für Israel oder indifferent. Vor einigen Wochen jedoch lagen auf den Tischen im Studentencafé antisemitische Traktate; die Täter seien nicht gefunden worden. Sie hatte Israel zweimal besucht, vor und nach dem Eichmann-Prozess; für ihren Abschluss in Theologie musste sie Hebräisch lernen. »Wir reichen den jungen Israelis unsere Hand in Freundschaft, aber es gibt da Widerstände. Die Herut-Partei, die antideutsch ist, nannte uns Deutsche Feinde der Menschheit. Und egal, mit wem man in Israel spricht, jeder hat seine eigene Meinung. Es ist schwierig, wenn es keinen Weg gibt, auf den sich alle einigen können.«

Der Redakteur war nach Israel gefahren, um für sein Studentenmagazin über den Eichmann-Prozess zu berichten. Er hatte »eine sehr interessante Diskussion mit einer jungen Israelin. Sie vertrat die Meinung, dass Deutschland ein Ghetto für Deutsche geworden sei.«

Alle vier wussten nicht, wie sie das verstehen sollten, und waren erschrocken, als ich laut lachte.

Die Theologin erzählte: »Ben Gurion hat gesagt, dass der Eichmann-Prozess die jungen Israelis erziehen sollte. Sie seien danach anders.«

»Du meinst, sie haben gelernt, prodeutsch zu sein?«, fragte der Medizinstudent.

Wahrscheinlich rührt der Grund für das klaustrophobische Gefühl in Deutschland von daher: von der unverbesserten Egozentrik der Deutschen, ihrer Unfähigkeit,

sich selbst auch nur flüchtig in die Lage anderer zu versetzen. Es ist wirklich *Deutschland über alles*; sie kommen nicht davon los. Auch bei diesen jungen Leuten gab es einen eigentümlichen Mangel an Neugier auf andere Menschen außerhalb Deutschlands. Und doch erzählten sie mir mit selbstgerechter Empörung von der schlechten Behandlung, die sie im Ausland erfuhren: In einem Laden in Finnland hatte sich eine Verkäuferin geweigert, einen von ihnen zu bedienen, in Dänemark war ein Kellner feindselig gewesen und so weiter. Es war zwecklos, ihnen zu erklären, dass diese Länder unter den Deutschen entsetzlich gelitten hatten; diese kleinen Kränkungen waren eine geringfügige Strafe für die Geschichte ihres Landes. »Aber wir haben nichts gemacht«, riefen sie einhellig. »Wir sind unschuldig.« Stimmt, und doch, wo ist die Vorstellungskraft? Die gleiche Argumentation trifft auf das Nachkriegsdeutschland zu: Was die Menschen dort in den zwei Jahren nach Kriegsende ertrugen, war schrecklich. Aber nie erinnern sie sich daran, was andere, und zwar nicht nur zwei Jahre nach dem Krieg erduldeten, sondern in den fünfzehn Jahren während des Krieges. Die bloße Erwähnung, dass ein großer Teil der Welt durch Deutsche zugefügte, ungeheilte und unheilbare Wunden hat und dass Verbrechen nicht ungestraft bleiben dürfen, empört sie. »Wofür sollen wir zahlen?«, fragte ein angehender junger Politiker, der Vorsitzende der christdemokratischen Studenten in München. »Wir sind unschuldig.«

Das wiederaufgebaute Land sieht makellos aus, aber viele dieser zweifellos behaglichen Behausungen sind hässlich. München ist restauriert und schön. Man meint zu beobachten, dass die beste Architektur vom Genie anderer stammt: pseudogriechisch und pseudorokoko; die

Gesamtwirkung: Wohlstand und ein gewisser Charme. Viele Deutsche sind übergewichtig und mit guter Kleidung gegen die Kälte geschützt; in München sind sie freundlicher als in den anderen deutschen Städten.

Hier traf ich eine Gruppe glücklicher Studenten, glücklich, weil sie in einem Wohnheim leben, junge Männer und Frauen zusammen, das sie selbst verwalten. Es ist ein greifbarer Beweis, dass das Wohnheimsystem gut ist. Die Studenten sind nicht nur zufrieden mit ihren Lebensbedingungen, sondern sie haben auch die Chance, normale menschliche Beziehungen zu entwickeln. Sie nennen sich nicht wie fast alle Studenten Herr und Fräulein und zeigen auch nicht mehr die Zurückhaltung, die sonst das gemeinsame Gespräch unter den jungen Leuten kennzeichnet. Sie lachen unbekümmert, kritisieren freimütig ihre Universität und Regierung, haben keine Angst, selbst zu denken und zu sprechen. Sie lassen sich nicht von der Schönfärberei der Vergangenheit täuschen, aber interessieren sich auch nicht dafür; die Gegenwart beschäftigt sie. Einer von ihnen sagte mir: »Das einzig sichere, zulässige Thema für Diskussionen in Deutschland ist jetzt der Antikommunismus.« Jeder Widerspruch, jede Feindseligkeit den Machthabern gegenüber werde sofort als kommunistisch gebrandmarkt; eine deutsche Form des McCarthyismus breitet sich aus. Sie befürchten, dass ihre Fähigkeit, ein wirklich freies Land zu schaffen und verantwortungsbewusste Bürger zu sein, eingeschränkt wird. Einige Studenten hatten die Vermutung geäußert, dass eine Diktatur wie die in Portugal unter Salazar der nächste Schritt in der deutschen Geschichte sein werde. Die Münchner Studenten glaubten nicht, dass Deutschland wirklich einen Diktator bekommt, aber dass sich der Staat immer mehr nach rechts bewegt – mit weniger Freiheit für das Individuum und zunehmender Zensur. Sie mein-

ten, dass Amerika von den meisten Deutschen allein wegen seines Wohlstands und seiner Macht beneidet wird,

Deutschland hat die Formen unseres Materialismus gierig übernommen, aber unsere beiden wertvollsten Exportartikel – die Unabhängigkeitserklärung und die Bill of Rights – sind unbekannt. Vielleicht wissen wir selbst nicht mehr viel darüber. In Bonn sagte der Studentenredakteur: »Die jungen Menschen brauchen jemanden, der ihnen den Weg zeigt. Da ist niemand. Wir haben keine Vorbilder.« Das ist ein aufrichtig gemeinter Notruf. Wenige Deutsche aus der älteren Generation wollen darauf eine Antwort geben. Die neue Generation braucht ein neues Deutschland; sie kann kaum von der älteren Generation erwarten, dass sie eine demokratische Gesellschaft aufbaut. Aber haben die jungen Deutschen selbst die Phantasie und den Mut, die für diese Aufgabe erforderlich sind?